

Johanna Marie
JAKOB

Das Erbe
der
Abtissin
Roman

KNAUR 

Besuchen Sie uns im Internet:
www.knaur.de



Originalausgabe Juli 2015
Knaur Taschenbuch

Copyright © 2015 by Knaur Taschenbuch.
Ein Imprint der Verlagsgruppe

Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München.

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Redaktion: Dr. Gisela Menza

Karte: Computerkartographie Carrle

Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München

Umschlagabbildung: © Mohamad Itani / Arcangel Images;
FinePic®, München

Satz: Adobe InDesign im Verlag

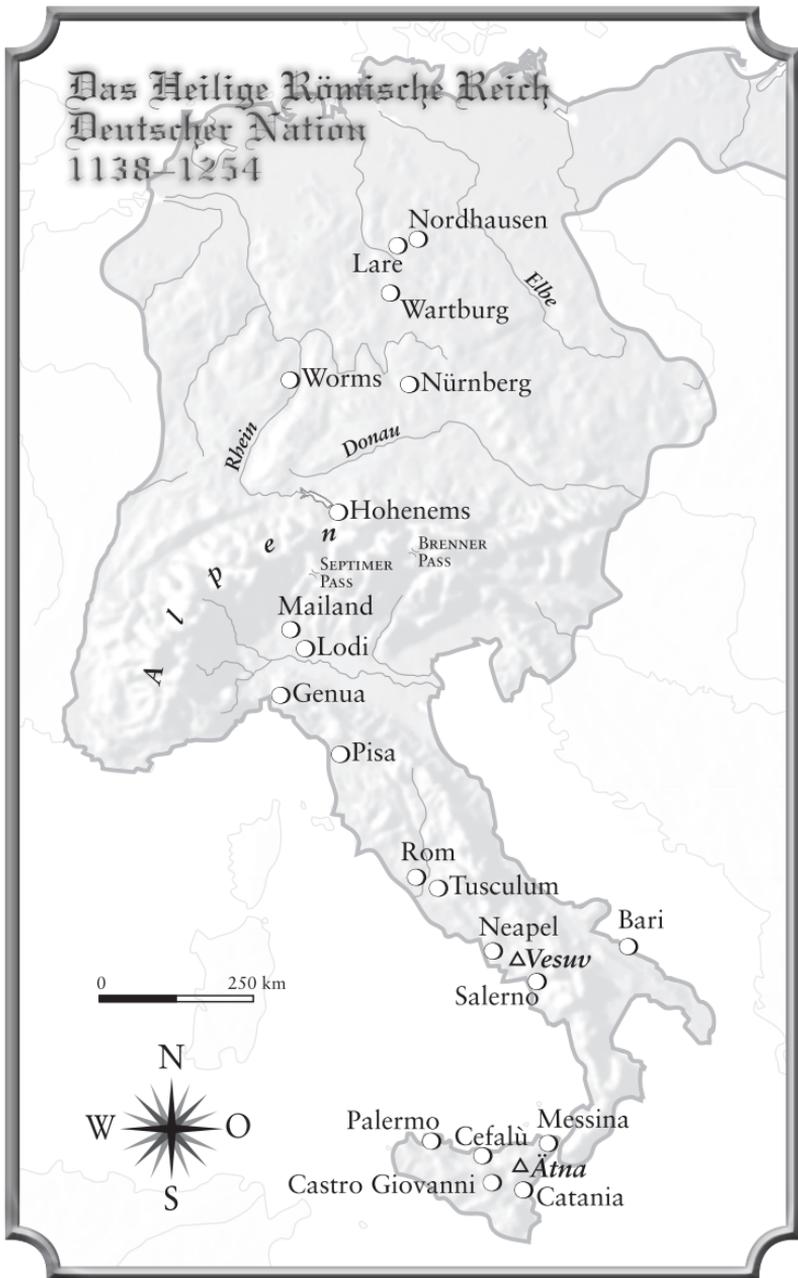
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-426-51586-0

»Schrecken, ich grüße euch,
und dich, unterirdische Welt,
und dich, tiefste Hölle!
Nimm auf deinen neuen Gast.
Er kommt zu dir mit einem Gemüthe,
das weder Zeit noch Ort umgestalten soll.«

John Milton, *Das verlorene Paradies*

Das Heilige Römische Reich
Deutscher Nation
1138-1254



Am einundzwanzigsten Tag des Dezembers beendet der Mond seinen zwölften Umlauf um die Erde. Bis auch die Sonne ihren Jahreskreis in der Silvesternacht schließt, werden die kurzen und lebensfeindlichen Wintertage von den Rauh Nächten verschlungen. Es sind die Nächte zwischen Mond und Sonne, in denen die Menschen nach uralten Regeln leben, um die Geister nicht zu erzürnen.

Kommt ein Kind in einer dieser Nächte zur Welt, geschieht es, dass die dunklen Feen ihre Finger nach dem wehrlosen Wesen ausstrecken. Bereits während es ans Licht drängt und die Schmerzensschreie seiner Mutter hört, fallen Schatten auf das Kind. Die Feen lieben die schönen Menschenkinder, und sie tauschen sie mit Vorliebe gegen ihren eigenen Nachwuchs ein. Ein solcher Wechselbalg saugt Leben und Kraft aus dem Busen der Mutter und wird doch nicht wachsen. Die unglücklichen Eltern bringen ihn in den Wald und legen ihn dort mit Opfern und Geschenken ab. Sie bitten die Geister, ihnen ihr wahres Kind zurückzugeben. Gleichwohl sind die meisten Feen grausam und selbstsüchtig. Die Verzweiflung der Mütter kümmert sie nicht.

Doch gibt es in der Anderwelt auch Mächte, die dem Bösen Einhalt gebieten. Die weißen Feen drängen sich zuweilen zwischen Schatten und Licht und halten ihre Hände schüt-

zend über das Neugeborene. Solche Kinder stehen ihr Leben lang unter einer besonderen Obhut. Zu erkennen sind sie an ihrer Reinheit. Ihre Haut ist so weiß wie die Wolken am Sommerhimmel, ihr Haar schimmert wie Spinnenseide, und ihre Augen leuchten gleich der aufgehenden Sonne. Es heißt, wer sie berührt, würde von jeglicher Krankheit geheilt. Wer sie begleitet, geht mit dem Glück. Sie selbst lernen nie den Tod kennen und lösen sich eines Tages in Licht auf.

Der Kranke röchelt. Es klingt, als ließe jemand die Luft aus einer Schweinsblase. Seine verklebten Augenlider zittern. Sie könnte eines der Tücher nehmen, es in Kamillensud tauchen und ihm die Augen auswischen oder seine Lippen mit Wasser benetzen. Stattdessen starrt sie auf seine Hand, eine schmale und große Hand. Kurze rötliche Härchen schimmern über verblässender Bräune, und Streifen auf der Haut zeigen, wo sonst Ringe auf den Fingern sitzen. Jemand hat sie ihm abgenommen, die schweren, mit teuren Steinen besetzten Zeichen der Macht. Die Hand bewegt sich wie die Kralle eines Huhns, kommt näher über das Linnen. Sie rückt beiseite. Noch vor kurzer Zeit hatte sie nicht geglaubt, dass es ihr gelänge. Dass sie jemals böse sein könnte. Seine aufgeplatzten Lippen formen zwei Silben, ihren Namen. Noch vor Tagen hätte es geschmerzt, ihn so elend zu sehen und nicht zu helfen, wo sie es doch vermochte. Sie müsste nur diese schmale und große Hand ergreifen. Aber sie tut es nicht, und das ist sie jemandem schuldig.

Erstes Buch

Ich han eine senede not, div tuot mir also we;
daz machet mir ein winder chalt vnde ovch der wize sne.

Mein sehnedes Verlangen tut mir so heftig weh;
das bewirkt der kalte Winter und auch der weiße Schnee.

Carmina Burana 112 a

SEPTIMERPASS

Januar anno 1191

Der bohrende Schmerz im Rücken ließ Judith keinen Schlaf. Die Kälte revoltierte in ihren Knochen. Trotz der zusätzlichen Schaffelle, die ihnen der dankbare Hirt im letzten Dorf überlassen hatte, fror sie schon seit Stunden. Es war still, das Feuer knisterte längst nicht mehr, und der scharfe Wind hatte sich gelegt. Silas neben ihr rührte sich nicht. Sie hätte noch näher an ihn heranrücken können, doch sie wollte ihn nicht wecken. Wenigstens einer von ihnen sollte ausgeschlafen sein, wenn sie heute den schwierigsten Teil des vereisten Passes hinter sich bringen mussten. Vorsichtig versuchte sie, sich zu drehen, ohne die steifen Wirbel unnötig zu belasten. Es fühlte sich an, als wären die Knochen aneinan-

der festgefroren. Sie sog heftig die Luft ein, als eine Schmerz-
welle wie eine Stichflamme ihren Rücken herauffuhr. Sehn-
süchtig starrte sie hinüber zum Feuer. Es war längst herunter-
gebrannt, doch unter dem Weißgrau der Asche leuchtete ein
vielversprechendes schwaches Rot. Vielleicht konnte sie mit
ein wenig Glück ...

»Was ist los? Warum schläfst du nicht?«

Jetzt hatte sie ihn doch geweckt. »Es tut mir leid. Meine Kno-
chen sind zu Eis erstarrt.« Sie schob sich dichter an ihn her-
an, doch sie trugen Kleidung aus dicker Schafwolle, so dass
seine Körperwärme kaum zu spüren war.

Silas richtete sich auf. »Wir sollten aufbrechen.«

Eisige Luft drang nun auch noch von seiner Seite unter die
Felle. »Im Dunkeln? Das ist zu gefährlich. Die Spalten im
Eis sind schon bei Tage schwer zu erkennen.« Gestern hatte
das grelle Sonnenlicht sie beinahe blind vorwärtsstolpern
lassen. Erst als sie sich ein halb durchsichtiges Stück Stoff
vor das Gesicht gebunden hatte, hatte sie besser sehen kön-
nen.

»Es wird bald hell. Bevor wir an das Eisfeld gelangen, ist die
Sonne aufgegangen.« Wie immer wartete er nicht auf ihre
Zustimmung, sondern kroch aus den Fellen und rollte sie zu-
sammen. »Schür das Feuer, wir können einen heißen Tee ...«
Er hielt inne, als er bemerkte, wie schwer ihr das Aufstehen
fiel. »Warte, ich kümmere mich zuerst um deinen Rücken.
So kommst du nicht über den Pass.« Er drückte sie zurück
auf das Lager und schob ihren wollenen Kittel hoch. Trotz
ihres Protestes begann er, die schmerzenden Stellen mit sei-
nen kräftigen braunen Händen zu massieren. Bald darauf
spürte sie Wärme durch Muskeln und Knochen fließen. Sie
schloss die Augen und genoss die Linderung. Dann sah sie zu,
wie er mit großem Geschick seinen Turban um den Kopf

wand. Die Geheimnisse dieses Vorgangs hatte sie noch immer nicht zu ergründen vermocht.

Als sie endlich am Feuer standen und den heißen Tee tranken, fühlte sie sich wesentlich besser. Danach gelang es ihr sogar, die neuen Felle zu verschnüren, während Silas den Schlitten vom Schnee der letzten Nacht befreite. Erneut bewunderte sie die hohe Qualität der dunklen Wolle. Die Schafe hier oben hatten besonders dichte Pelze, um überleben zu können. Sie hatte dem Hirten ein Bündel Kräuter geschenkt, die er gegen das Reißen in seinen Gelenken zerstampfen und ins Schafsfett rühren sollte. Der Mann bedankte sich mit Käse und einer genauen Wegbeschreibung, doch die Felle waren auch willkommen gewesen.

Sie hatten gewusst, worauf sie sich einließen, als sie beschlossen, im Winter über die Alpen zu gehen. Judith war jetzt siebenundvierzig Jahre alt und Silas weit über fünfzig. Für sie beide hätte eine Reise im Frühjahr weniger Mühsal gebracht, aber so lange zu warten wäre zu gefährlich gewesen. Zwar war König Heinrich selbst unterwegs nach Italien, doch er ließ genug Vasallen im Norden zurück, die eine abtrünnige Äbtissin nur zu gern festgesetzt hätten, und sei es nur, um sich beim König lieb Kind zu machen oder ein Lösegeld von ihrem Bruder, dem lareschen Grafen, zu erpressen. Sie gestattete sich einen kleinen Moment der Wehmut, als sie an Laredachte, die geliebte Burg in den weiten Wäldern der Hainleite. Sie würde sie wahrscheinlich niemals wiedersehen, damit musste sie sich abfinden. Zu groß war die Gefahr, dort erkannt zu werden und Heinrichs Rache ausgeliefert zu sein. Immerhin hatte sie sich mit ihrer Flucht beim König doppelt unbeliebt gemacht. Nicht nur, dass sie ihr Wort brach, das geheime Grab seines Vaters in ihrem Kloster zu hüten. Viel schlimmer war, dass sie Heinrichs dunkles Geheimnis kann-

te, von dem außer ihm wahrscheinlich nur noch Markward von Annweiler wusste, sein grimmig dreinblickender Schatten. Im Eschweiger Kloster hatte Heinrich dieses brisante Wissen mit ihr sicher verwahrt geglaubt. Doch nun war sie davongelaufen, war unterwegs in der Welt, und er wusste nicht, wo. Das musste ihn zornig machen.

»Träum nicht, zieh fester an!« Silas sah sie über den Stapel Felle hinweg fragend an. »Hast du noch Schmerzen?«

Sie zurrte die Seile fest und gab ihm das Ende zum Verknoten. »Ich war in Gedanken. Ich stelle mir immer wieder vor, wie Heinrich grübelt, wo er uns finden könnte.«

Silas bückte sich und verschwand hinter den Bündeln, während er das Seilende um den Schlittenholm wand. »Ich weiß nicht, ob es eine so gute Idee war, kurz nach ihm in den Süden zu gehen. Wir fordern das Schicksal heraus.«

»Was sonst hätten wir tun können? Warten?« Sie schüttelte heftig den Kopf, obwohl er das nicht sehen konnte. »Außerdem rechnet gewiss niemand damit, dass wir uns in seinem eigenen Windschatten vor ihm verstecken.« Nach einer Weile fügte sie hinzu: »Und wolltest du nicht möglichst bald in deine Heimat zurück?«

»Ja, aber es hätte genügt, wenn wir im Frühjahr gegangen wären. Bis zum Sommer wären wir in Sizilien gewesen, und spätestens im August säßen wir auf einem Schiff nach Antiochia oder Tripolis.« Seine Stimme klang jetzt wehmütig.

Sie musterte sein Gesicht, das über dem Gepäck auftauchte und sich kaum vom dunklen Grau der ausklingenden Nacht abhob. Er hatte Sehnsucht nach seiner Heimat, genau wie sie nach ihrer. Und er hatte immerhin die Aussicht, sie noch in diesem Jahr zu erreichen. Wenn sie in Edessa angekommen waren, wer wusste schon, ob sie noch einmal die Kraft fänden, erneut auf Reisen zu gehen? Irgendwann sollte ein

Mensch ankommen und sich zur Ruhe setzen. Und warum nicht in *seiner* Heimat, weit genug entfernt von Heinrich und seinen Vasallen?

Der Schlitten setzte sich in Bewegung. Die Glut des zurückbleibenden Feuers ließ lange Schatten über das Eis tanzen. Langsam, vorsichtig, die Füße mussten erst den Rhythmus finden, der auf dem überfrorenen Schnee festen Halt versprach. Silas zog vorn. Er hatte sich den Lederriemen um den Bauch gebunden, damit er ihm nicht aus den bald steif gefrorenen Handschuhen rutschte. Sie selbst schob hinten und hielt sich dabei an der Verschnürung fest. Ein schwaches Leuchten ging vom Boden aus, die späte Nacht konnte den Schnee nicht vollständig verdunkeln. Judith hob den Kopf und suchte den östlichen Horizont nach dem ersten Anschein von Sonnenlicht ab.

Sie überquerte die Alpen nicht zum ersten Mal. Damals war sie im Frühjahr gereist und im Tross der Königin Beatrix, Heinrichs längst verstorbener Mutter. Sie hatten Ochsenkarren gehabt und Gepäckpferde, Köche und Diener und Wachsoldaten, die auf ihre Sicherheit achteten. Und schon damals war es nicht einfach gewesen. Diesmal waren sie zu zweit und auf sich gestellt. Doch solange das Wetter sich hielt, sorgte sie sich nicht. Der Hirte hatte ihnen drei Tage lang offene Wetterlage vorhergesagt. In drei Tagen mussten sie drüben sein. Der Himmel zeigte im Osten ein erstes milchiges Grau. Wenn der Weg erst besser zu erkennen war, dann konnte nichts passieren.

»Der Himmel hellt sich auf!«, rief sie über den Schlitten hinweg und sah, wie Silas den Kopf hob. Sein sorgsam gewickelter Turban zeichnete sich deutlich vor der weiten Fläche des Schneefeldes ab. Doch plötzlich geriet das Stoffknäuel ins Wanken und verschwand aus ihrem Gesichtsfeld. Ein er-

staunter Ausruf, dann hörte sie das Geräusch eines Körpers, der über Schnee rutschte. Im selben Moment ruckte der Schlitten zur Seite weg und drohte zu kippen. Sie griff, ohne nachzudenken, fester in die Verschnürung und versuchte, das Gefährt zu halten. Mit dem rechten Fuß fand sie Halt in einem Flecken weichen Schnees, doch der linke glitt über hartes Eis. Ihre Füße entfernten sich immer weiter voneinander, und sie drohte ebenfalls zu stürzen. Das untere Ende des Schneefeldes ging in trostloses Schwarz über. Wahrscheinlich hing es steif wie frisch gestärktes Linnen über einem Abgrund. Wenn sie beide ins Rutschen kamen, würde es kein Halten geben. Ihre Muskeln begannen zu zittern, und in ihrem Rücken schoss ein gut bekannter Schmerz an der Wirbelsäule herauf. Mit letzter Kraft und einem lauten Ächzen brachte sie den Schlitten zum Stehen.

»Silas?« Ein schwaches Prusten kam als Antwort. Sie wagte es nicht, den Schlitten loszulassen, schließlich hing Silas mit seinem Lederriemen daran. »Ist alles in Ordnung?«

»Beim Barte des Propheten, wozu muss es Schnee geben?« Sie hörte, wie er sich die Kleidung abklopfte. »In Edessa geht es auch ohne.«

Vor Erleichterung musste sie lachen. Hatte sie Silas schon jemals fluchen hören? Sie konnte sich nicht erinnern. Vorsichtig richtete sie sich auf. »Dann lass uns weitergehen, in Richtung Edessa.«

»Nichts lieber als das.«

Der Schnee verfärbte sich allmählich von milchigem Blauweiß zu einem leichten Rosa, blass wie die Haut eines Neugeborenen.

»Wenn die Sonne erst scheint, wird es besser gehen!«, rief sie nach vorn, wo der Turban wieder vor dem Gepäckballen hin und her schwankte.

»Ein paar Wolken wären gut, dann blendet sie nicht so sehr!« Sie dachte an die Tortur des vergangenen Tages. Das durchsichtige Seidentuch steckte griffbereit in ihrer Tasche. Der Schäfer hatte es im Gestrüpp gefunden, nachdem der königliche Heerzug vor vier Wochen durchgezogen war. Nach Meinung des Alten war der König nicht dabei gewesen. Der Heerzug war auf drei oder vier Pässe verteilt worden. Dadurch kamen alle etwa gleichzeitig jenseits der Alpen an. Heinrich selbst hatte das heilige Christfest noch in Thüringen verbracht und war seinem Heer erst später gefolgt, da die Verhandlungen mit Landgraf Hermann ihn aufgehalten hatten.

Wie lange war es jetzt her, dass der König auf dem Weg zum Landgrafen im Eschweger Kloster um Obdach gebeten hatte? Sie kniff die Augen zusammen, um zurückzurechnen. Zehn Wochen? Es war schon sehr kalt gewesen, und der Schnee lag hoch auf dem Hof des Eschweger Klosters. Krank und geschwächt war er vom Pferd gestiegen, und Judith hatte ihn gesund gepflegt. Von seiner ungewöhnlichen Bitte ahnte sie zu diesem Zeitpunkt noch nichts. Erst am Vorabend seiner Abreise hatte sie ihm versprechen müssen, das Herz des Kaisers Barbarossa stillschweigend und heimlich im Kloster zu begraben. Und nun hatte sie das Kloster verlassen und damit auch das geheime Grab im Stich gelassen. Heinrich musste furchtbar wütend auf sie sein. Sie durften ihm auf keinen Fall in die Arme laufen. Sie schätzte, dass er ein bis zwei Wochen Vorsprung haben mochte, eher sogar noch mehr. Diesen Abstand wollten sie beibehalten.

Ein dumpfes Grollen riss sie aus ihren Gedanken. Silas blieb stehen und hob lauschend den Kopf. Hinter dem dolchartig aufragenden Gipfel links vor ihnen färbte sich der Himmel wie Himbeersaft in Milch. Von dort kam das bedrohliche Geräusch.

»Eine Lawine!«, rief Silas im selben Moment, als helle Wolken plötzlich von der Felswand aufstiegen und sich im Himmelsrosa verwirbelten.

Judith sah sich hastig um. Das Schneefeld bot weit und breit keinen Schutz. Die einzige Erhebung war ihr Schlitten. Silas sprang auf sie zu, packte sie am Arm und zerrte sie nach unten, in die Deckung des Gefährts, das ihr auf einmal jämmerlich klein erschien. Er drückte sie in den krustigen Schnee und legte sich über sie. Seine Hände verkrallten sich in der Verschnürung, und er drängte sie, sich ebenfalls dort festzuhalten. Seine kurzen Befehle konnte sie bald nicht mehr verstehen, das Grollen schwoll zu einem Donnern an, und der eisige Boden unter ihnen begann zu beben.

Dann war sie da, eine weiße Wand, die mit enormer Wucht gegen den Schlitten prallte und ihn sofort mit sich nahm. Judith fühlte, wie die Gepäckseile in ihre Hand schnitten und wie Silas sie am Kragen packte. Die Welt begann, sich zu drehen. Das Holzgestell war über ihr, unter ihr, sie hörte Schreie. War sie das? Der Schmerz in ihren Händen, dort, wo die Schnüre einschnitten, war das Zentrum dieser Welt. Er hielt sie bei Bewusstsein und gab ihr das absurde Gefühl, dass alles in Ordnung sei. Die Wand war in unzählige kleine Splitter zerborsten, die wie Dornen in ihr Gesicht stachen. Sie kniff die Augen zusammen und hielt den Atem an. Während sich alles in wildem Wirbel bewegte, schien einzig die Zeit stillzustehen. Und doch kam die Welt irgendwann zur Ruhe, und es wurde still. Eine dumpfe, schwere Stille, die wie ein Stapel nasser Felle auf ihr lag und ihr das Weiteratmen mühselig machte. In ihrer rechten Hand klopfte das Blut, energisch und fordernd. Vorsichtig öffnete sie die verkrampften Finger. Prickeln hieß Leben. Gut. Die andere Hand. Der Arm. Er steckte unter etwas fest. Sie öffnete die Augen. Weiß drang unter

ihre Lider, schmolz auf ihrer Haut und floss ihr kalt über das Gesicht. Es war dämmrig, beinahe hell, aber sie sah nichts. Der rechte Arm. Er war frei, und sie konnte ihre Augen erreichen und den Schnee vom Gesicht wischen.

Was sie sah, ließ sie erschrecken, und sie wäre zurückgewichen, wenn sie gekonnt hätte. Über sich sah sie ein Wesen, das nur ihrer Phantasie entsprungen sein konnte. Ein Schneemensch. Weiße Haare, weiße Haut, Augen wie der Morgenhimmel. Sie schloss die Augen wieder und tastete nach ihrer Stirn. Hatte sie sich am Kopf verletzt? Eine warme Hand griff nach ihrer. Es war eine sehr kleine Hand.

»Kannst du aufstehen?«, fragte eine dünne Stimme, die zu dem Wesen mit der kleinen Hand gehören musste.

Judith schalt sich albern und blickte auf. Ein kleines Mädchen hockte neben ihr und fegte mit einer Hand den Schnee von dem Gepäck, das neben ihr aufragte. Es hatte eine Mütze aus weißem Kaninchenfell auf dem Kopf und war auch sonst in geschickt zusammengenähte Tierfelle gekleidet. Es war höchstens acht oder neun Jahre alt.

»Nein. Mein Arm steckt fest. Wir müssen die Seile durchtrennen.« Mit dem freien Arm deutete sie auf ihren Stiefel. »Dort steckt ein Messer drin. Kannst du das herausziehen?«

Das Mädchen schüttelte den Kopf. »Hab selber eins.« Es griff in den Gürtel und zog einen beachtlichen Hirschfänger heraus. »Hier!«

Die Klinge war sehr scharf, und mit einem einzigen Schnitt durchtrennte Judith die Schnur. Das Schaffellbündel rutschte weg und rollte neben ihr in den Schnee. Augenblicklich ließ der Druck auf ihren linken Arm nach. Vorsichtig alle Gelenke und Knochen prüfend, kroch sie unter dem Schneehaufen hervor. Alles schien heil zu sein. Der dunkelrote Striemen um das Handgelenk schmerzte ein wenig.

»Silas?« Sie sah sich suchend um. »Hast du noch jemanden gefunden? Einen Mann?«

Das Mädchen sah zur Seite und grübelte, als hätte es die Frage nicht verstanden. Was stimmte nur nicht mit ihm?

»Er trägt einen Turban. Hier oben, weißt du?« Judith machte eine kreisende Handbewegung um ihren Kopf, ging wieder in die Knie und begann, hinter dem Schlitten im tiefen Schnee zu wühlen. Das rosige Zwielflicht der Morgendämmerung war ihr dabei keine große Hilfe. Es warf irritierende Schatten und verfälschte die Farben.

»Komm!«, sagte die Kleine plötzlich und fasste sie am Arm. Judith wollte sie abschütteln, doch kaum spürte sie die kleine Hand, erfasste sie eine Woge von Zutrauen, und sie folgte ihr. Sie stapften etwa zwanzig Schritte durch den hohen Schnee, was dem Kind leichter fiel, weil es kaum einsank. Dann blieb es plötzlich stehen, bückte sich und begann zu graben wie ein Hund. Judith half ihm. Eine Elle unter dem Schnee stießen sie auf eine braune Hand, die ein paar braune Wollfasern von Judiths Mantel umklammerte. Sie war warm, und Judith gab einen kleinen Freudenschrei von sich. Nach endlosen Momenten des Grabens und Kratzens hatten sie gemeinsam seinen Kopf freigeschaufelt. In ihren Händen bohrte die Kälte, doch das nahm sie nur am Rande wahr. Voll Glück betrachtete sie die dunklen Gesichtszüge, die gerade Nase, die Fältchen um die geschlossenen Augen. Der Turban war verrutscht, und das glatte Haar, das von silbergrauen Strähnen durchzogen war, drängte hervor.

»Silas, kannst du mich hören? Wach auf, ich bitte dich!« Sie drückte seine Hand, doch in ihren blau gefrorenen Fingern fehlte jedes Gefühl.

Das Mädchen streckte seine weiße Hand aus und legte sie ihm auf die Stirn.

Was tust du?, wollte Judith fragen, doch eine innere Stimme mahnte sie zu schweigen. Mit gerunzelter Stirn verfolgte sie, wie die Kleine die Augen schloss und den Kopf leicht in den Nacken legte, so als würde sie sich auf etwas konzentrieren. Unter der weißen und beinahe durchsichtigen Haut sah sie das feine Netz der Adern sich teilen wie das Wurzelgeflecht eines alten Baumes.

Plötzlich lächelte das Mädchen und öffnete die Augen.

Silas blinzelte und versuchte, den Kopf zu drehen.

»Geht es dir gut?«, fragte Judith hastig.

Er überlegte einen Moment. »Ich glaube schon. Lass es uns probieren.«

Nachdem Silas sich mit ihrer Hilfe aus dem Schnee gewühlt hatte und sie erleichtert feststellten, dass auch bei ihm alles in Ordnung war, folgten sie dem Mädchen in den nahe gelegenen Wald. Sie vermuteten, dass sie sich unterhalb des Schneefeldes befanden, auf dem sie die Lawine überrascht hatte. Das dunkle Ende war kein Abgrund gewesen, sondern ein kärgliches Wäldchen aus Krüppelkiefern und vom Wind gekrümmten Fichten, die hier oben ums Überleben kämpften. Nachdem sie eine Weile bergab geklettert waren, ohne dass das Mädchen auf ihre Fragen reagierte, stießen sie an einer windgeschützten Stelle auf eine kleine Lichtung, an deren Rand zwischen mehreren großen Felsblöcken eine Laubhütte klemmte.

»Wohnst du hier?«, fragte Judith, doch das Mädchen ging wortlos voran, und es blieb ihnen nichts, als ihm zu folgen. Aus einem Verschlag neben einem der Felsen meckerten ihnen zwei Ziegen entgegen. Sie betraten die Hütte durch eine Tür, die in Lederangeln hing und nur mit einem hölzernen Riegel zu schließen war. Als ihre Augen sich an das Dunkel gewöhnt hatten, sahen sie das Kind an einem Lager aus

Zweigen und Laub hocken. Unter ein paar schäbigen Ziegenfellen bewegte sich etwas, eine bleiche Hand strich der Kleinen über den Kopf.

Schon am Geruch der abgestandenen Luft hatte Judith erkannt, dass hier ein schwer kranker Mensch lag, und Silas warf ihr einen Blick zu, der noch weiter ging: Hier war jemand dem Tode näher als dem Leben. Sicher war es die Mutter des Mädchens, denn sie hörten ihr besorgtes Murmeln, und die Kleine stand ihr Rede und Antwort, wo sie gewesen sei und wen sie mitgebracht habe.

Judith trat einen Schritt vor und ging neben dem Mädchen in die Hocke. Der Anblick der Frau ließ all ihre Zuversicht schwinden. Sie war hohlwangig und bleich, ihre Augen lagen tief in den Höhlen, und sie konnte kaum noch flüstern. Sie bekam schlecht Luft, bössartiger Schleim verstopfte die Atemwege, doch zum Husten reichte ihre Kraft nicht mehr.

Das Mädchen wollte ihr die Hand auf die Brust legen, doch die Frau wehrte sich und schob sie sanft beiseite. »Nein!«, flüsterte sie. »Nicht.« Dann sah sie Judith an, und ein befreites Lächeln quälte sich auf ihre Lippen.

Judith ergriff ihre Hand, um den Puls zu fühlen. »Entschuldigt unser Eindringen. Eure Tochter hat uns aus einer Schneelawine gerettet. Wir sind Heilkundige, vielleicht ...«

Die Frau drückte ihre Hand und zog sie näher heran. Judith kniete nieder, während Silas sich in der Hütte umsah. »Habt ihr Kräuter für einen Tee?«, fragte er das Mädchen.

Die Mutter sammelte ihre Kraft zum Sprechen. »Ich danke Gott, dass er euch geschickt hat. Mir könnt ihr nicht mehr helfen.« Krampfhaftes Keuchen erschütterte den schmalen Körper.

Judith versuchte, sie zu stützen. Sie tauschte mit Silas einen verzweifelten Blick, doch der schüttelte nur leicht den Kopf.

Der Druck auf ihre Hand wurde so fest, dass Judith erstaunt die Brauen hob. »Luna ...«, stammelte die Kranke, und ihre Augen suchten die Tochter. »Wenn ihr euch um sie kümmert, wird Gott es euch lohnen. Dann kann ich in Ruhe sterben.« Das Mädchen hatte das Feuer geschürt, und Silas hängte einen Kessel darüber, den sie mit Schnee füllten. Geschickt zog es getrocknete Pflanzen aus den Bündeln, die ordentlich sortiert unter der niedrigen Decke hingen. Einige von ihnen erkannte Judith sofort. Die derben Stengel des Enzians, die breiten Blätter vom Sanikel und das Eisenkraut, ganz rechts, ein wenig abseits von den anderen, damit niemand aus Versehen in das falsche Bündel griff.

Der Druck der fiebrig heißen Hand verstärkte sich erneut. »Luna ist ...« Die Stimme wurde leiser. Judith beugte sich hinab. Sie verstand den Rest nicht, doch die Blicke der Frau saugten sich an ihrem Gesicht fest. »Wir kümmern uns um dein Kind. Das verspreche ich dir.«

Die Hand sank zurück auf das Lager. Ein weiterer Hustenanfall brachte sie bis an den Rand der Bewusstlosigkeit. Dann fiel ihr noch etwas ein. Ihre Hand wies auf das Bündel Eisenkraut, das abseits hing. »Bitte!«, formten ihre Lippen.

Judith verstand ihren Wunsch und nickte. Das Herz wurde ihr noch schwerer. Was wäre hier geschehen, wenn die Lawine sie nicht nach unten gewirbelt hätte? Wäre nach der Mutter auch Luna kläglich gestorben? Verhungert, erfroren oder von den Wölfen zerrissen?

Das Feuer verbreitete allmählich etwas Wärme in der Hütte, und das Mädchen nahm die Mütze aus Kaninchenfell ab. Judith sog überrascht die Luft ein. Das Haar der Kleinen war so weiß wie das einer alten Frau. Zart wie Spinnweben lockte es sich über ihre Schultern. Feenhaar, dachte Judith. Als das Mädchen jetzt aufsaß, wusste sie auch, was sie vorhin bei

ihrer ersten Begegnung so sehr erschreckt hatte: Lunas Augen waren blassblau, wie der Himmel nach dem Sonnenaufgang. In ihren Pupillen schimmerte es rosa. Feenaugen.

Sie wechselte einen schnellen Blick mit Silas, der nur leicht die Augenbrauen hob, ein Zeichen, dass auch er es bemerkt hatte. Luna war kein gewöhnliches Kind.

Während die Frau wegdämmerte, begriff Judith, was sie soeben versprochen hatte. Sie waren von nun an zu dritt auf ihrer gefährlichen Reise. Doch konnten sie diesem Mädchen ein Leben in ständiger Angst vor den Häschern des Königs zumuten? Vielleicht fanden sie ein einfaches Bauernpaar am Fuße der Berge, das kinderlos geblieben war und sich über ein kleines Mädchen freuen würde.

Sie faltete die Hände, um zu beten. Während sie noch nach Worten suchte, mit denen sie Gott ihre missliche Lage erklären konnte, spürte sie, wie jemand neben sie trat – Luna.

»Bitte lasst mich mit euch gehen«, sagte sie, als ob sie Judiths Gedanken gelesen hätte. »Ich werde euch nicht zur Last fallen.«

Judith fühlte einen Kloß in ihrer Kehle. Dieses Kind rührte sie, ihr Herz hatte längst die Entscheidung gefällt. Und Silas? Er stand am Feuer und lächelte. Da nickte sie, denn sprechen konnte sie nicht, und Luna legte ihr zutraulich die Arme um den Hals.

Swer schalchait lernt in der iugent,
der hat uil selten staete tugent.

Wer Arglist lernt in der Jugent,
der hat kaum später Tugend.

*Carmina Burana 17**

LODI

Januar anno 1191

Heinrich schlug mit der flachen Hand auf die Tafel, dass es krachte. Die feinen Gläser seines Gastgebers klirren beleidigt. »Was heckt er dort unten in Messina aus?«, brüllte er. »Kriecht er etwa Tankred in den Hintern, diesem Bastard und Thronschleicher?«

Eleonore von Aquitanien zog ihre fein gezupften Augenbrauen leicht in die Höhe, ansonsten gab sie sich unbeeindruckt. »Ihr vergesst, mein lieber König, dass Tankred von den anständigen Baronen gewählt wurde. Damit hat seine Regentschaft wohl einen rechtlichen Anstrich bekommen.«

Markward von Annweiler, der am Fenster stand und durch die dicken Glasscheiben ein trübes und verzerrtes Bild vom Marktplatz sah, konnte sich ein Schmunzeln nicht verkneifen. Diese hochnäsige Engländerin kannte keine Skrupel. Nicht nur, dass sie Heinrich respektlos »mein lieber König« nannte, nein, sie wagte es sogar, ihm die Rechtmäßigkeit von Tankreds Krönung zum König von Sizilien unter die Nase zu reiben. Dabei wusste sie genau, dass Heinrich durch die Heirat mit Konstanze von Sizilien ein ebensolches Erbrecht auf den Thron besaß.

»Ich verstehe, dass Ihr als seine Mutter versucht, ihn zu verteidigen.« Heinrich reagierte unerwartet friedlich auf die Provokation. »Trotzdem muss ich Euch warnen. Wenn Löwenherz es nicht versteht, sich auf die richtige Seite zu schlagen, muss er mit den Konsequenzen rechnen.«

Eleonore nickte, als wäre sie es gewohnt, für ihren Sohn die Kastanien aus dem Feuer zu holen. »Er wird Messina verlassen, sobald das Wetter eine Weiterreise nach Akkon zulässt.«

»Welche Garantien habt Ihr?«

»Richard wird mir aus der Hand fressen, wenn ich den Papst überzeuge, diese unsägliche Verlobung mit der Französin zu lösen.«

Heinrich grinste schadenfroh. »Wie lange besteht dieser Vertrag mit der Dame nun schon?«

Eleonore schnaubte. »Mein Gemahl – Gott schütze seine Seele – hat ihn arrangiert, das ist jetzt ...«, sie legte den Kopf in den Nacken und schloss die Augen, »... einundzwanzig Jahre her.«

Die Männer lachten. »Es heißt, Euer Gemahl hätte die Braut selbst auf Tauglichkeit getestet«, rächte sich Heinrich für die Taktlosigkeit der Aquitanierin.

Eleonore ignorierte den Einwurf. An den schmutzigen Phantasien der Männer war sie nicht interessiert. »Richard wäre nicht mehr an den französischen König gebunden, wenn der Vertrag mit dessen Schwester gelöst wird. Das muss Euch sehr gelegen kommen. Wie lautet Euer Angebot?«

Heinrich legte die Hände zusammen und stützte sein Kinn darauf. »Sollte es einen Konflikt zwischen England und Frankreich geben, werde ich mich heraushalten.«

»Und das Bündnis zwischen Euch und Philipp von Frankreich?« Ihre Stimme war eine Spur schriller geworden.

»Welches Bündnis?« Heinrich zwinkerte ihr zu, als wäre sie vierzig Jahre jünger. »Doch verrätet mir, wie wollt Ihr den Papst überzeugen? Das dürfte nicht einfach werden.«

Sie lächelte süffisant und schlang ihre langen Finger um das Weinglas, als wollte sie es langsam erwürgen. »Mit demselben Argument, das auch Ihr soeben benutzt habt. Die Prinzessin war die Geliebte meines Mannes.«

Heinrich nickte anerkennend. Diese Frau sollte man nicht zur Feindin haben, so viel stand fest. »Und Ihr habt eine neue Braut für Euren Sohn?«

»Ja, doch darüber kann ich noch nicht reden.« Sie erhob sich. »Es ist wohl alles gesagt. Ich vertraue auf Euer Wort!«

Heinrich beugte sich über die Brillanten an ihrer Hand und geleitete die alte Dame zur Tür. »Sobald Ihr in Rom etwas erreicht habt, sendet mir einen Boten.«

Als die Tür sich hinter dem üppigen Damastkleid geschlossen hatte, leerte Heinrich zufrieden sein Weinglas. »Etwas Besseres als diese englische Königinwitwe konnte uns nicht passieren. Sie wird Papst Clemens zermürben, da bin ich mir sicher.«

Markward wandte sich vom Fenster ab. »Mir wäre es lieber, wenn sie ihren verzogenen Sohn mehr im Griff hätte. Das Löwenherzchen buhlt mit Tankred, ich weiß nur noch nicht, was er sich davon verspricht. Angeblich haben sie einen Bündnisvertrag ausgeheckt.«

Heinrich runzelte die Stirn. »Das glaube ich nicht. Seine Soldaten haben Messina gebrandschatzt und geplündert. Warum sollte Tankred ein Bündnis mit ihm eingehen?«

»Eben deshalb. Er ist feige, und Richard Löwenherz hat ihm seine Stärke demonstriert. Außerdem braucht Tankred jeden Partner, den er kriegen kann. Schließlich weiß er, dass wir auf dem Weg nach Sizilien sind. Es würde mich nicht wundern,

wenn er auch mit Philipp von Frankreich verhandelt. Ich warte nur noch auf die Bestätigung dieses Verdachts.« Er selbst hatte einen fähigen Spion an Tankreds Hof untergebracht. Er wandte sich wieder dem Fenster zu. Vor dem Haus hielt ein großer Reisewagen mit vier kräftigen englischen Pferden davor.

Eine Weile schwiegen die beiden Männer. »Warum liegt Euch so viel an der Auflösung dieser Verlobung mit der französischen Prinzessin?«, fragte Markward plötzlich.

Heinrich grinste. »Philipp wird den Vertragsbruch als persönlichen Affront betrachten. Er wird die Mitgift zurückverlangen, die Richard mit Sicherheit nicht herausrücken will. Das Verhältnis zwischen England und Frankreich wird sich weiter trüben. Richard müsste also schleunigst zurück nach England, um bereit zu sein, wenn Philipp Rache schwört. Damit ...« Er holte mit dem Becher in seiner Hand aus und zeigte auffordernd auf Markward.

Der nickte schmunzelnd und beendete den Satz: »... damit isoliert Ihr Tankred auf Sizilien.«

»Teile und herrsche!« Beide tranken einen großen Schluck, jeder auf seine Art zufrieden – Heinrich über seinen geschickten Schachzug, sein Berater und Lehrmeister über die kluge Strategie seines Schülers, die er schließlich von ihm gelernt hatte. Zwanzig Jahre diente er dem König inzwischen, hatte ihm als Prinzen schon die Rotznase abgewischt, ihn nach jedem Sturz wieder auf das Pferd gehoben und ihm das Bogenschießen beigebracht. Später hatte er ihm gezeigt, wie man das Schwert richtig führt.

Mit spitzem Finger strich er über die Fensterscheibe. »Diese Italiener haben verdammt gutes Glas. Beinahe ohne Einschlüsse. Wir sollten uns damit eindecken, wenn wir zurück in den Norden gehen.« Er öffnete den Flügel und prüfte mit Daumen und Zeigefinger die Dicke des Glases.

»Das wird noch dauern. Erst will ich Sizilien in die Knie zwingen. Da unten braucht es keine Fenster. Doch jetzt lasst uns essen gehen, ich bin am Verhungern.«

»Wartet!« Markward steckte überrascht den Kopf zum Fenster hinaus.

»Was ist?« Heinrich erhob sich.

»Schon gut. Ich dachte nur, ich hätte jemanden gesehen.« Markward schüttelte den Kopf und schloss nachdenklich den Fensterriegel. »Doch das kann eigentlich nicht sein.«

Gemeinsam stiegen sie die Treppe hinunter in die Halle, wo der Bürgermeister von Lodi für den König und sein Gefolge hatte auftafeln lassen. »Wen habt Ihr gesehen? Sagt schon!«

»Erinnert Ihr Euch an die Äbtissin von Eschwege, der Ihr geboten hattet ...?«

Heinrich fuhr auf der untersten Treppenstufe herum. »Was ist mit ihr?«

»Nun, ich glaubte sie gesehen zu haben, unten auf dem Markt. Doch es ist unmöglich. Mit diesen grässlichen Hauben sehen alle Frauen gleich aus.«

»Aber sie ist nicht mehr in Eschwege, das wisst Ihr doch. Sie ist mit einem fremden Hausierer geflohen.« Heinrichs Stimme überschlug sich vor Empörung.

»Beruhigt Euch, ich werde der Sache auf jeden Fall nachgehen.« Markwards Gelassenheit hatte wie immer eine besänftigende Wirkung auf den jungen König.

Bald saß er zwischen den anderen Gästen und sprach dem guten Rotwein zu, an dem der Gastgeber nicht gespart hatte. Nicht so Markward von Annweiler. Er blieb nur so lange an der Tafel, wie die Höflichkeit es erforderte. Als der König zur Laute griff, um eines seiner beliebten Lieder vorzutragen, warf er sich seinen Mantel über, gürtete sein Schwert und ging hinaus in die Stadt, in der sich die Dämmerung bereits ausbreitete.